

## Haben oder Nichthaben – über den Lustgewinn des Kaufens, die Reinigung von Milchsystemen und die Frage, was daran glücklich macht. | Essay von Barbara Supp

**SIE SAGT: SPÜL MICH.** Mach mich sauber. Sie sagt: Füll mich. Sie sagt: Ich habe kein Wasser mehr, Mensch kümmere dich um mich.

Sie steht auf einem Küchenregal und ist so groß wie ein Rasenmäher, und Lärm macht sie auch: Pfeifen. Rauschen. Eigentlich ist sie bloß eine Kaffeemaschine. Ein Gerät, das auf komplizierte elektronische Weise dafür sorgen soll, dass das Espresso-machen einfacher wird.

Die alte ist auch noch da. Ein silberfarbenes achteckiges Schraubkännchen, 20 Jahre alt, das immer noch in der Lage ist, leise gurgelnd Espresso aufzubrühen, wenn man es befüllt und auf die Herdplatte stellt. Notfalls würde es das auch auf offener Feuer tun, ohne Strom.

Nachts kann man die beiden streiten hören. Die Menschen brauchen mich, sagt die große. Ohne mich und meinesgleichen würden sie zugrunde gehen.

Die kleine sagt: Und mit dir erst recht.

So zanken sie, think small! gurgelt die kleine, think big! faucht die große, und am nächsten Morgen, nachdem der Mensch das wichtigste aus 60 Seiten Bedienungsanleitung gelesen und bewältigt hat, brüht die große folgsam den Kaffee.



**Personen, die aufgrund ihrer physischen, sensorischen oder geistigen Fähigkeiten nicht in der Lage sind, das Gerät sicher zu bedienen, dürfen das Gerät nicht ohne Aufsicht oder Anweisung durch eine verantwortliche Person nutzen.**

**(Aus der Bedienungsanleitung der elektronischen Kaffeemaschine)**

Dinge, die man nicht haben muss: eine rasenmähergroße Kaffeemaschine. Eine Zitronenpresse, die Angela heißt und die Kanzlerin darstellt. Ein elektrisches Messer. Eine Wassersprudelmaschine, die so kompliziert ist, dass man kein Wasser mehr sprudeln will.

Gut, die Merkelpresse war ein Geschenk, da kann man nichts machen, aber das andere? Warum hat man es?

Nachdenken, Grübeleien, wahrscheinlich hervorgerufen durch eine Begegnung letzten Sommer mit Catherine.

Sie ist 29 Jahre alt, Französin, aber sie könnte auch Deutsche sein oder Engländerin. Sie lebt in einer Großstadt, arbeitet bei einem kleinen Verlag für etwas mehr als 1000 Euro, sie arbeitet nicht jeden Tag in der Woche, sie sagt: „Ich will nicht, dass die Dinge die Macht über mich gewinnen.“

Ihre Nudeln kauft sie lose. Bei ihrer Hochzeit zwang sie die gesamte Hochzeitsgesellschaft aufs Fahrrad. Für den Sommer plant sie eine Reise nach China, auf dem Landweg, quer durch die Kontinente, auf dem Tandem mit ihrem Mann.

Sie lebt ohne Auto, ohne Handy, ohne Fernseher, aber sie nutzt den Computer. Sie beurteilt die Dinge, die sie besitzen will, nach anderen Kriterien als den üblichen. Sie beurteilt sie danach, was das jeweilige Ding mit ihr macht. Die Nudel sieht sie politisch, und das Fahrrad auch.

Eine von diesen Sockenstrickern, Hausmüllkompostierern, Downsizern, Weltverbesserern, Kaffeemaschinenblödfindern, Recyclingfanatikern, Verzichtsmissionaren. Sagt die große Kaffeemaschine.

Die kleine sagt es nicht.



**Drücken Sie die Taste P, um in den Programmiermodus zu gelangen. Durch Drehen des Rotary Switch sowie durch die variablen Tasten navigieren Sie einfach durch die Programmpunkte und speichern die gewünschten Einstellungen dauerhaft.**

Etwas nicht haben kann glücklich machen, sagt Catherine.

Etwas haben aber auch. Kurzfristig jedenfalls. Manchmal sehr, sehr kurzfristig.

Wie kommt es, dass bei mancher Neuerwerbung der Glanz, kaum ist sie nach Hause gebracht, so schnell erlischt?

Besitzen, das ist heute etwas völlig anderes als es früher war. Früher pflegte man Dinge, um sie so lange wie möglich zu besitzen und zu benutzen, fettete selbstverständlich die Schuhe, stopfte die Socken, und das Kind trug die Kleider der älteren Geschwister auf. Man kaufte Dinge, um sie zu behalten. Heute kauft man sie, um sie demnächst wieder loszuwerden, ein Auto, ein Kleidungsstück, ein technisches Gerät wird erworben, um es eine Zeitlang zu besitzen, dann zu entsorgen und durch Neues zu ersetzen, das laut Werbung noch besser sein soll. Erich Fromm schildert das sehr anschaulich, ein ehemals vielgelesener, dann vielgeschmähter Denker, dessen „Haben oder Sein“ von 1976, frisch aus dem Regal gezogen, den Blick schärft für das Haben – und das Habenwollen. Für die „rätselhafte Frage“, so formuliert er es, „warum die heutigen Menschen zwar gerne kaufen und konsumieren, aber an dem Erworbenen so wenig hängen“.

Er wählt das Beispiel des Autos, heute würde er wohl das iPhone nehmen, er ana-

## 1000 Stunden

brannte die gute alte Glühbirne, Energiesparlampen sollen etwa zehmal so lange halten. In den USA gibt es aber auch Glühlampen, die 20 000 Stunden brennen.



## 40 Jahre

erreicht ein Oldtimer locker. Das Durchschnittsalter eines Pkw in Deutschland liegt heute dennoch nur bei 8,5 Jahren. Häufig muss schon früher ein neuer her.



## ES MUSS GEKAUFT WERDEN, IRGENDWAS, IRGEND EIN DING.

lysiert den „mit dem Erwerb verbundenen Lustgewinn“ und die Suche nach der Steigerung dieser Lust, „wenn ich nicht alle sechs, sondern alle zwei Jahre den Wagen wechsele. Der Akt des Besitzergreifens“, schreibt er, „ist eine Steigerung des Gefühls, über etwas Herrschaft zu haben, und je öfter ich das erlebe, desto größer ist mein Triumphgefühl“.

Der Mensch arbeitet viel, um Dinge zu haben, die ihm möglicherweise Arbeit abnehmen. Der Konsument konsumiert, aber es befriedigt ihn nicht. Es macht nicht satt.

Die große Kaffeemaschine kann manches nicht, was andere demnächst können werden. Oder sie hat irgendein Kleinteil, das kaputtgeht und nicht ersetzt werden kann. Grund genug also, eine neue zu kaufen.

Der mit dem Erwerb verbundene Lustgewinn – er hat heute eine Bedeutung gewonnen, die in den siebziger Jahren noch kaum vorstellbar war. Das Kaufen ist weit mehr als die Beschaffung von Waren, es ist ein manchmal schon abstrakter Vorgang geworden, abgekoppelt vom Gebrauchswert des Objekts: „Shopping“ ist Hobby, der Vorgang des Geldausgebens selbst ist es, der den Genuss verspricht. Es muss gekauft werden, irgendwas. Irgendeine Ware. Irgendein Ding.

Diese Haben-Gesellschaft, fand Fromm, sei eine „nekrophile Gesellschaft, die tote Dinge verehrt“.

Möglich, dass sie darüber zugrunde gehen wird. Diese Ahnung ist da, dieses Unbehagen. Die Ahnung, dass es dem Menschen letztlich nicht guttun kann, wenn er weiterhin das Wasser, die Luft, den Boden vergiftet, wenn er versucht, der Erde unendlich viele Rohstoffe zu entnehmen und unendlich viele Abfälle aufzuladen.

Die Ahnung, dass diese Erde, so hat es der Schriftsteller Adolf Muschg formuliert, „vielleicht zehn Milliarden sehende Bürger tragen und ernähren kann; zehn Milliarden verblendete Verbraucher nicht“.

Wenn es so weitergeht, dann geht es nicht so weiter: ein unangenehmer Befund. Eine unschöne Dissonanz ergibt sich zwischen dieser Prognose und einem Verbraucherleben, das sich rasenmähergroße Kaffeemaschinen gönnt; eine Dissonanz, die bewältigt werden muss. Mehrere Methoden bieten sich an.

Die einfachste ist: Leugnen. Klimawandel? Gibt es nicht. Warum sich darüber aufregen: Auf der Welt war es immer schon mal warm, mal kalt.

Die ökonomistische: Der Kapitalismus braucht das Wachstum. Es gibt keine ande-

re denkbare Wirtschaftsordnung als den Kapitalismus. Also sind seine Gesetze wie Naturgesetze, sie befehlen ein ewiges Plus in der Produktion, im Verbrauch. Der Verzicht darauf ist gefährlich, für Deutschland, für alle anderen Länder auch. Die Botschaft ist die: Immer mehr verbrauchen, das ist Glück. Immer weniger verbrauchen, das ist Nordkorea.

Die quasireligiöse Methode: Alles wird gut. Es gibt Rettung durch eine Dreifaltigkeit aus Wissenschaft, technischem Fortschritt und Kreativität; die wird uns einen neuen Kapitalismus bringen. Es wird ein Kapitalismus mit angenehmem Antlitz sein, nachhaltig, ressourcenschonend, grün.

Die ironische Methode: Sollen wir künftig etwa mit Pferdekutschen fahren? Mit Tranfunzeln leuchten? Selbstgestrickte Unterhosen anziehen?

Am beliebtesten ist derzeit die quasireligiöse Methode, die auf den Glauben an eine bessere Zukunft setzt, auf die Allmacht des Menschen letztlich – auf die Lösbarkeit seiner Probleme.

Gentechnik wird dafür sorgen, dass niemand mehr hungert.

Sonne, Wind und Wasser werden dafür sorgen, dass der Strom ewig fließt.

Wir müssen nicht umdenken. Ein menschenfreundliches Wachstum wird den industriellen Kapitalismus retten, 250 Jahre lang ist es mit ihm schließlich immer irgendwie weitergegangen, also wird es auch

## 25 Jahre

würde ein Computer halten, erwartete man in den sechziger Jahren. Heute kommt jedes Jahr eine neue iPad-Generation auf den Markt.



## 2 Jeans

kauft jeder Deutsche im Durchschnitt pro Jahr, etliche Modelle sehen neu so aus, als wären sie schon lange getragen.



in der Zukunft immer weitergehen. Aber 250 Jahre sind nicht viel.



**Milchsystem reinigen: Drücken Sie die Entriegelungen und nehmen Sie die Abdeckung des Kombiauslaufs nach oben. Ziehen Sie den unteren Teil des Milchsystems vorsichtig nach unten ab. Nehmen Sie das Milchsystem aus dem Kombiauslauf. Entfernen Sie den Luftansaugstutzen. Zerlegen Sie das Milchsystem in seine Einzelteile.**

Vor 40 Jahren, mit dem Erscheinen des „Club of Rome“-Berichts über die „Grenzen des Wachstums“, drang ins Bewusstsein, dass der Kapitalismus Schranken unterliegt, dass es mächtigere Gesetze gibt als seine: die der Physik. Die der Natur.

Vor vier Jahren, mit der Pleite der Lehman-Bank und der Finanzkrise, kam die Erkenntnis hinzu, dass ein ungezügelter Kapitalismus möglicherweise sich und seine Menschen zerstört.

Das Habenwollen, die Gier – das waren die Auslöser der Krise, Auslöser auch für ein Erschrecken über das herrschende Welt- und Menschenbild der Marktwirtschaft.

Dass sich vieles nachhaltig ändern müsse, das war die Ansage bis in Regierungen, Banken, Wirtschaftsetagen hinein. Besprochen wurde manches, gehalten nicht viel. Es geht so weiter wie bisher.

Und es geht doch nicht so weiter. Sonst wäre nicht so viel Müdigkeit, so viel Erschöpfung in den Büros, den Arztpraxen, den Lehrerzimmern, den Wohnzimmern, so als ob die Köpfe der Menschen noch nicht so weit sind zu bemerken, dass etwas falsch läuft, aber die Körper schon.

Wieder soll es ja das Wachstum sein, das den Weg aus der Krise weist – das immer mehr Produzieren, das immer mehr Konsumieren.

Da ist sie wieder, die Herrschaft der Dinge.

Der Flachbildschirm sagt: Du musst mich haben. Das iPhone sagt: Du musst mich haben. Die Kaffeemaschine sagt: Du musst mich haben. Und der Mensch sagt immer wieder: Ja, ich will dich. Unbedingt.

Du musst eben nicht, sagt Catherine, die junge Französin. Das Auto braucht derjenige nicht, der Fahrrad fahren kann. Das Handy braucht nicht, wer sich an Verabredungen hält.

Die Freiheit, keinen Kredit aufzunehmen, kein Auto, kein Haus, keinen Flachbildschirm zu kaufen, darum geht es ihr und ihren Verbündeten von der „Décroissance“-Bewegung, die sich das Gegenteil von Wachstum wünscht. Eine „selbstgewählte Schlichtheit“ soll helfen, die Kontrolle zurückzugewinnen, die Abhängigkeit zu verringern, von den Objekten, den Ressourcen und der Energie.

„Der entgrenzte Mensch“ heißt ein Buch des Psychoanalytikers Rainer Funk,

er erinnert darin an einen flächendeckenden Blackout im Münsterland, im November 2005. Damals blieben 250 000 Menschen ohne Strom, manche nur ein paar Stunden lang, manche bis zu fünf Tage.

Die Ampeln fielen aus. In den Supermärkten ließen die Käufer die gefüllten Einkaufswagen stehen, die Kassen gingen ja nicht mehr. In den Gefrierschränken tauten Pizza und Schnitzel. Die Menschen verkrochen sich in ihren Betten, denn die Heizungen fielen aus, auch die werden ja mit Strom gesteuert. Handys und Computer schwiegen. Kaffeemaschinen gurgelten nicht mehr. Die Milchflasche fürs Baby war nicht warm zu bekommen. In den Ställen froren die Ferkel, und das Milchvieh brüllte, weil die Melkmaschinen stillstanden und das Futter unerreichbar in den Silos blieb.

Funk findet es merkwürdig, wie stark in der Berichterstattung über diesen Stromausfall immer wieder die Bewältigung des Notstands thematisiert wurde – das segensreiche Wirken der Freiwilligen Feuerwehr und des Notstromaggregats, aber nicht das Problem, das dahinter steht. Er sieht ein „Doppelgesicht“ der Elektrizität, er ist der Meinung, dass technische und elektronische Hilfsmittel „ein Gefühl von Funktionalität, Gelingen, Stärke, Wirkmächtigkeit und Allmacht“ vermitteln. Andererseits aber müsste es eigentlich jedem, meint er, „angst und bange werden angesichts der bestehenden Abhängigkeit und eines so bedrohlichen Ohnmachtserlebnisses“. Aber

## DER GLAUBE, DASS DER MARKT ALLES RICHTET, IST DAHIN.

wie diese Abhängigkeit reduziert werden könnte, sei in den Berichten über den Stromausfall praktisch nicht thematisiert worden. Das unterliege offenbar einem „gesellschaftlichen Tabu“.

„Maßhalten“, das ist Catherines Idee vom besseren Leben, ein seltsames Ideal für eine 29-Jährige. Ein Tabubruch? Ein Vorzeichen?

**✳**  
Stecken Sie das Milchsystem wieder zusammen. Beachten Sie hierbei die Pfeile auf den Einzelteilen. Setzen Sie den Luftansaugstutzen ein. Setzen Sie die zusammengesetzten Einzelteile wieder in den Kombiauslauf ein und drücken sie fest. Stecken Sie den unteren Teil des Milchsystems von unten auf den bereits eingesetzten Teil. Setzen Sie die Abdeckung des Kombiauslaufs auf. Stecken Sie den Milchschlauch in den Kombiauslauf.

Die Logik des Marktes sagt: Alles ist ihm unterworfen, alles folgt dem Prinzip des Kaufens, Verkaufens und des Gewinns, auch der Mensch. Ein Menschentypus bildet sich heraus, der damit beschäftigt ist, sich zu disziplinieren, zu optimieren, also perfekt den Marktbedingungen anzupassen – in dem Bewusstsein, dass auch er ausgetauscht werden könnte wie eine Ware, die den Ansprüchen nicht mehr genügt.

Als „Marktgesellschaft“ bezeichnet der amerikanische Philosoph Michael J. Sandel die Gesellschaft, in der wir leben, er sieht einen Zustand, in dem die sozialen Beziehungen zum „Spiegel der Märkte“ werden und in dem „die Ökonomie die Ethik menschlichen Verhaltens ersetzt“.

Eine Deformation, die unheilbar erscheint, solange der Mensch der herrschenden Logik folgt und so lange die allein die Logik des Marktes ist. Der Glaube, dass der Markt alles richten werde und nebenbei für das Gemeinwohl Sorge, wurde mit der Finanzkrise zwar einigermaßen erschüttert. Doch es fehlt eine Vision, ein politischer Entwurf, der sich dieser Marktlogik wirkungsvoll entgegenstellt. Fragt man nach Gegenmodellen, dann kommt auch von den Wachstumskritikern noch nicht viel.

Sie ringen mit der Frage: Wie weit kann ich mich der Marktlogik entziehen? Und

kann sich aus dieser Verweigerung tatsächlich mehr entwickeln als eine Sehnsucht – nämlich eine verändernde Kraft?

Catherine und ihre politischen Freunde setzen auf Ansteckung, deshalb bleiben sie in der Großstadt, im Austausch mit den normallebenden Mitmenschen. Deswegen verherrlichen sie nicht wie einst die Hippies der siebziger Jahre den Ausstieg aus der Gesellschaft, den Rückzug in die Kommune der Gleichgesinnten aufs Land.

„Kleine tägliche Revolutionen“, so nennen sie das, was sie tun.

**✳**  
Meldung „Lüftungslamellen prüfen“:  
Die Lüftungslamellen auf der Geräteoberseite können nicht geöffnet werden. Keine Zubereitung möglich.

Alternativen zur Markt- und Wachstumslogik – danach wird gesucht.

Zur Wachstumslogik: Wie die Teil-, Tausch-, und Recycling-Initiativen, die das Wiederverwerten, das weniger Haben und weniger Verbrauchen zum Ziel erklären.

Zur Marktlogik überhaupt: Wie bei der Suche nach dem „erfüllten Lebensmoment“, nach dem „kostenlosen Augenblick“, der sich der deutsche Schriftsteller Michael Kleeberg gewidmet hat. Jene Momente, die eben nicht nach der Logik von Kauf, Verkauf und Gewinn funktionieren: Er findet sie bei „Urban Gardeners“ in der Großstadt, beim Philosophiekolloquium für Jugendliche in der Wohnküche, bei Laientheaterspielern im Taunusdorf. Eine „Guerillap Praxis“, die allerdings, das gibt Kleeberg zu, nur praktiziert werden kann von „Menschen, die nicht vom Kampf um Existenzmittel absorbiert werden“. Von Menschen, „die keine akuten Finanzprobleme haben und nicht zu den Verlierern des Systems gehören“.

Tatsächlich stellen ja immer mehr Menschen die spannende Frage, ob Kapitalismus ohne Wachstum möglich ist. Aber man muss sie sich leisten können, diese Frage.

Es wäre zynisch, von den Habenichtsen zu verlangen, sie sollten weniger haben. Es wäre zynisch, nach Griechenland zu schauen und zu sagen: Da lernt man, der Mensch kommt doch mit ziemlich wenig zurecht.

Nur wer haben könnte, aber nicht haben will, kann das Nicht-Haben als Bereicherung empfinden. Nur dann kann das Nicht-Haben ein Gewinn an Freiheit, an Kontrolle über das eigene Leben sein.

Schon einmal gab es diese Hoffnung, damals, als Fromm sein „Haben oder Sein“ schrieb, als die Menschen die Ökologie entdeckten, aufgeschreckt durch Waldsterben, Ölkrise, durch die gerade erst entdeckten Wachstumsgrenzen.

Fromm sah damals in den „jungen, zum Teil auch älteren Leuten, die ernsthaft bemüht sind, vom Haben zum Sein überzugehen“ einen Vorschein der Zukunft, er sah nicht bloß einige versprengte Individuen, sondern „einen neuen Trend, der die Habenorientierung der Mehrheit transzendiert“. Es wäre ja, so räsionierte er, nicht das erste Mal in der Geschichte, „dass eine Minorität den Kurs anzeigt, den die historische Entwicklung nehmen wird“.

Es kam nicht so. Aber die Hoffnung, dass es so sein könnte, kommt jetzt zum zweiten Mal.

Dass es nicht nur Nabelschau ist, nicht nur der Wunsch, sich selbst besser zu fühlen, wenn jemand Recyclinghandtaschen trägt, seine Arbeitsstunden reduziert und stattdessen bei der Tafel mitarbeitet oder im öffentlichen Raum Gemüse zieht.

Dass sich hinter den Überdrußwörtern „Burnout“, „Downsizing“, „Work-Life-Balance“ nicht nur Marketinggerede verbirgt, sondern ein echtes Bedürfnis nach einem klaren, menschlichen Blick auf die Welt.

Nach Schlichtheit, auf der sich das Auge ausruhen kann.

Schlicht, was für ein schönes Wort. Schlicht wie die ruhige isländische Holzarchitektur, die nach der Krise neu erfunden wurde. Schlicht wie rote Suppe auf weißem Teller.

Schlicht wie die kleine achteckige Espresso-Maschine, die auf der Herdplatte gurgelt und keine Ansprüche stellt.

**✳**  
„Error 2“ wird angezeigt: Wärmen Sie das Gerät bei Zimmertemperatur auf. Andere „Error“-Meldungen werden angezeigt: Schalten Sie das Gerät am Netzschalter aus. Kontaktieren Sie den Kundendienst in Ihrem Land.

Die große elektronische Maschine steht jetzt nicht mehr auf dem Küchenregal, nur die kleine achteckige ist noch da. Der Espresso, den sie brüht, schmeckt übrigens ziemlich gut.